

Zeitschrift:	Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber:	Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band:	28 (1972)
Heft:	1
Artikel:	Das Schicksal der deutschen Sprache und die deutsche Schweiz
Autor:	Brock, Erich
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-421044

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Schicksal der deutschen Sprache und die deutsche Schweiz

Von Prof. Dr. Erich Brock

Daß das Geistesleben heute in weiten Gebieten so ziemlich im Abstieg ist, wird kaum zu leugnen sein. Wir denken da im Augenblick weniger an die künstlerische Erzeugung als an die Bewegung der Ideen. Bei vielen Intellektuellen herrscht ein Dogmatismus, der vor keiner Vergewaltigung der Tatsachen zurückscheut, um die vorgefaßten Lehrmeinungen als absolut und schrankenlos gültige zu erweisen. Die Formgesetze dieser Dogmengebäude und ihre Verehrung sind zum Beispiel im heutigen Marxismus dieselben wie im Klerikalismus vor der Aufklärung und im Nationalsozialismus. Da bei diesen Einstellungen die Manipulierung neutraler oder sachlich entgegenstehender Lebens- und Geistesgebiete in einer Dauerspannung gegen die wirklichen Sachverhalte steht, so muß, auch das ist allen Dogmatismen gemeinsam, dem anzuheizenden fanatischen Glaubenswillen noch die Unterstützung durch schalldichte Abschließung von freierer Geistesbewegung hinzugefügt werden. Im Ostblock genügt dafür brutale Gewalt, Mauerbauten aus verschiedenem Material und auf verschiedenen Ebenen. Im Westen, der noch davon frei ist, muß etwas feiner vorgegangen werden. Ein beliebtes Mittel von erheblicher Wirksamkeit ist die moralische Einschüchterung, die mit lückenloser Selbstsicherheit verbreitete Behauptung, daß, nach unserem Beispiel, allein noch der Marxismus „in“ sei, modegerecht; alle anderen objektiveren Anschauungen seien spießbürgerlich, aus Gartenlaubeplüsch und kaum noch verhöhnenswert.

Wenn aber trotzdem die also Niedergedonnerten unbefangenere Einflüsse aufzunehmen geneigt wären, so geschieht das ja hauptsächlich durch die Sprache. Es muß also eine eigene Sprache erfunden werden, welche den so sich ergebenden Bedürfnissen zu genügen hat. Sie muß Denken ersparen, die Leere an Vorstel-

lungen und Gedanken bemänteln, indem mit dem Anschein von Abwandel in den Ausdrücken tatsächlich die Ideen wie in der Pop-Musik unablässig litaneihhaft wiederholt und so eingehämmert werden. Sie muß unter den zuverlässig Gleichgesinnten als ein hermetisches und dabei leicht zu handhabendes Erkennungszeichen gebraucht werden können. Für Außenstehende muß sie durch hochtönende Unverständlichkeit imposant sein. Auf diese Weise sind die Menschen ohne größeren Geistesaufwand manipulierbar.

Diese Sprache ist erfunden! Nach Marcuse ist es eine „Metasprache“, geeignet, die von der gewöhnlichen Sprache verhehlten wahren gesellschaftlichen Zusammenhänge herauszustellen. Sie ist dabei nicht ein Volapük, sondern sie arbeitet weithin mit dem Material der Normalsprache. Auf diese Weise kann sie sehr ausdehnungswillig sein, keineswegs etwa wie eine Gaunersprache oder die Kunstsprache von Dreizehnjährigen, die ganz geheim bleiben müssen. Sie siedelt sich in der Normalsprache an und frißt sie von innen her aus, indem sie nach allen Richtungen Metastasen in sie hineintreibt. Dieser Ablauf, der bereits in vollem Gang ist, bildet einen Kreisprozeß, wobei die mißgestaltete Sprache Ausdruck einer ebensolchen geistigen und menschlichen Haltung ist und umgekehrt die letztere wieder in ihrem Sinne weiterformt — oder entformt.

Kampf für eine ehrliche Sprache

Die Mittel, einen einfachen und altbekannten Sach- und Ideengehalt auf möglichst leer abstrakte und verwinkelte Weise auszudrücken, sind verschiedene und zum Teil sogar untereinander entgegengesetzte. Das eine ist, kurz abgerissene, anscheinend belanglose Impressionen äußerlich aneinanderzureihen, wodurch der Eindruck von unerhörter Lebendigkeit, verkündet seitens eines durch die Fülle der Gesichte verwirrten Sehers, entstehen soll — im Stile des spätesten Hölderlin, nur ohne dessen Schaukraft, Qual und Gefahr. Dies ist mehr Sache der Dichter. Das andere Mittel sind nicht endenwollende Schachtelsätze von leeren Kategorien, der Form nach im Stile der „Kritik der reinen Vernunft“, nur ohne Vernunft. Dies ist mehr Sache der Ideologen. Beide Bahnen werden fleißig mit Fremdwörtern bestreut, veraltete neu aufgeputzt und neue geschaffen — besonders natürlich seitens der Ideologen. Wo die schlichtesten deutschen Wörter eindeutig bezeichnen und allein im Gebrauch waren, müssen sie vor bombastischen Fremdwörtern abtreten, welche heute *schon für sich* den wünschbaren inhaltlichen Ausweis geben. Daß die

Verfasser solcher Texte meist noch „Demokratie“ bekennende Anhänger der „Bildung fürs Volk“ sind, ist ein Sachverhalt, der uns in der Schweiz schon länger bekannt ist. Früher war die Beseitigung überflüssiger Fremdwörter oft eine plump angefaßte Sache der Schulmeister, und das Ergebnis war dann ein unzulässiger Stufungsverlust der Sprache. Goethe hat darüber in einem Brief an Riemer vom 30. Juni 1813 etwas gesagt, am selben Ort aber auch einen Vorschlag für positive Entfaltung lebendiger Kräfte der eigenen Sprache gemacht. Jedenfalls, wenn früher „Sprachreinigung“ eine ästhetische Angelegenheit war, so ist sie heute eine sittliche Aufgabe, ein Kampf für Klarheit, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Sachmächtigkeit der ganzen Kulturgesinnung, dem sich niemand aus falscher Vornehmheit entziehen sollte.

In Auswirkung aller dieser Umstände ist die deutsche Sprache heute, wenn der Ausdruck erlaubt ist, auf den Hund gekommen in einem Maße, gegen welches ihre Verkommenheit um 1700 fast harmlos, weil viel naiver war. Der zweite geschichtliche Vergleich wäre hier die Sprache der deutschen Naturphilosophie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, welche gewisse beklagenswerte, oft recht starke Ansätze innerhalb der größten idealistischen Philosophien dann bis zum zuchtlosen Unsinn auszubauen verstand. Es scheint demnach beinahe, als ob der deutsche Geist an einem gewissen ideologisch-sprachlichen Wechselfieber leide. Aber die Anfälle verstärken sich langsam.

Die Rolle der Mundart

Was geht uns Deutschschweizer dieses Schicksal der deutschen Sprache an? Es betrifft uns erstens insofern, als auch durch viele unserer Intellektuellen zwar mit leichter Verspätung und gewissen Ermäßigungen, welche in dem immer noch ziemlich gesund realistischen Volkscharakter liegen, an diesem Schicksal erfolgreich mitgearbeitet wird. Und zweitens insofern bei uns das zusätzliche Mundartproblem die Sachlage noch verwickelt. Jedermann spricht Mundart in der deutschen Schweiz, jedermann lernt in der Schule ein mehr oder minder ordentliches Schriftdeutsch. Damit wäre eine starke Bereicherung des Ausdrucksvermögens gegeben, wenn jedem der beiden Idiome sein zugehöriges Inhaltsgebiet zugewiesen und vorbehalten würde. Tatsächlich aber wird *mündlich* über alle Gegenstände in Mundart verhandelt. Tatsächlich hat die Mundart trotz Bemühungen auch der Schule *schriftlich* nicht breiter Fuß fassen können. Es ist zu anstrengend für breitere Volksschichten, die Trennung

und die Benachbarung sachgemäß durchzuführen. Andere Völker vermögen es allerdings scheint's zu leisten; in Italien zum Beispiel wird man mindestens kaum einen einfacheren Menschen treffen, der nicht mit seinesgleichen in der Mundart verkehrte, doch aber in guter Schriftsprache Bescheid zu geben vermag und auch willens ist; abstraktere Gegenstände werden in der Schriftsprache verhandelt. So sind es doch vorwiegend Gefülsakzente auf den beiden Seiten unserer Sprache, welche das Gleichgewicht verhindern. Einer davon ist, daß man sich vom gleichsprachigen Ausland absetzen will; warum, darüber gibt die politische Geschichte seit Jahrhunderten Auskunft. Dazu kommen tiefgreifende Unterschiede der Mentalität, die hinter der Sprache steht — welche an sich keine Wertstufungen zu sein brauchen. *Für* oder *wider* etwas eine Sprache sprechen, prägt aber dem Gebrauch der Sprache etwas Negatives, ein Ressentiment auf. So entstand zwangsläufig die Meinung, die Mundart besitze die Fähigkeit, schlechthin *alles* in angemessener Weise auszusagen, ja besser als die Schriftsprache; und diese unterliegt entsprechend einer nachdrücklichen Einschränkung ihres angenommenen Aussagewertes. Die Mundart sei kernig, echt, warm, gemütvoll, zartsinnig, stufungsreich; die Schriftsprache dagegen papieren, abstrakt, kalt, gemütlos, verstandesmäßig. Werden die Wertakzente so verteilt, so kann der Schriftsprache natürlich nur die Rolle eines notwendigen Übels bleiben, das, einmal eingelassen, nicht mehr abgestoßen werden kann. Das starke subjektive Interesse, so zu bewerten, liegt auf der Hand. Es läßt übersehen, daß diese Bewertungen sachlich *falsch* sind. Sollte man nicht denken, daß wer einmal den jungen Luther und den jungen Goethe gelesen hätte, Kepler und Mörike, Gottfried Keller und Bachofen, solcherlei nicht mehr wiederholen könnte? Tatsächlich ist die deutsche Hochsprache, wo sie aus ihrem Wesen ergriffen ist, imstande, dem Ausdruck des Warmen wie des Kühlen, des Gemüts und des Verstandes, des Konkreten und des Abstrakten, der Schärfe des Begriffs und dem Wogenden des Gefühls, dem Unmittelbaren und dem Mittelbaren zu dienen — allerdings wohl auf eine mehr *verhaltene* Weise, wie es etwa der Ton eines schönen, schön gespielten Flügels vermag. Damit ist bereits gesagt, daß neben ihr die Mundart einen breiten, höchst wesentlichen Raum einnehmen muß. Es ist schade, daß man in einem Volke, das durch seine Besten entscheidend mitgeholfen hat, die deutsche Schriftsprache aus Entartungen wieder zu verwesentlichen, sozusagen niemals einen persönlichen Ton des Glücks und der Dankbarkeit vernimmt, einem solchen wundervollen Werkzeug für jeden Ausdruckswillen zugeboren zu sein — welches in seiner Aussagekraft von keiner andern Sprache übertroffen wird; und dies vermißt

man natürlich besonders gegenüber denjenigen, welche sich der Kräfte dieser Sprache sehr wohl zu bedienen wissen und darin ihren Stil gefunden haben.

Auf der andern Seite gewinnt die Mundart durch die unsachgemäße Fortrückung der Schriftsprache aus ihrem Bereich nur sozusagen mengenmäßig etwas, verliert aber beschaffenheitsmäßig viel. Wenn sie für Auszudrückendes eingespannt wird, das sie nicht auszudrücken vermag (was keine Mundart auszudrücken vermöchte, ohne aufzuhören, Mundart zu sein), so wird entweder die Sache verstümmelt oder die Sprache wird es — besser gesagt, ausgerenkt, gesprengt und um ihre Echtheit gebracht. Zahlreiche Begriffe, Abstraktionen, Satzkonstruktionen dringen aus der Schriftsprache ein, bis fast nur noch die *Lautgesetze* eigener Art sind; und damit begnügen sich die meisten wie mit der Anerkennungsformel einer Souveränität. Dahin gehört auch die Duldsamkeit der meisten Deutschschweizer gegenüber einer formalen Angleichung an ihre Mundart seitens mancher Ausländer, die ihre völlig verschiedene Lautgebung unter der notdürftig beherrschten grammatischen Form des Schweizerdeutschen restlos und ahnungslos beibehalten; alles noch besser als Schriftdeutsch! Es ist eigenartig, daß der papierene Charakter schlechten Schriftdeutschs, wenn es sich um die unvermeidliche Übernahme von dessen Wendungen für abstraktere Gegenstände in die überdehnte Mundart handel, noch voller zum Durchbruch gelangt als im Original selbst. Es ist, als ob die äußerliche Form der Mundart ein hinlänglich gutes Sprachgewissen verschaffte, damit man sich gerade dann in bürokratische Umschreibungen, die alle Unmittelbarkeit fortschieben, gehen lassen kann. Das trifft besonders öffentliche Ansprachen usw., die schriftdeutsch zu Papier gebracht und darnach übersetzt werden. Dann wird noch ein Reichtum von französischen und englischen Fremdwörtern beigeleutet, gegen den die schon entkernte Mundart keinen Absetzungswillen, keine Abstoßungskraft mehr besitzt. Es begreift sich dann, daß viele, besonders Jüngere, den dumpf gefühlten Substanzverlust der Mundart durch möglichst klotzigen ungehobelten Gebrauch derselben ersetzen wollen. Es ist aufschlußreich, daß sprachbesorgte Elsässer auch festgestellt haben, mit der Zurückdrängung der Schriftsprache setze eine Verarmung und Verrohung der Mundart ein, die sich dann leicht auf das praktische und charaktermäßige Gebiet weiterziehen könne. Sicherlich trägt auch bei uns die Verwechslung von kraftvoller Bodenständigkeit mit übertriebener, absichtlicher Derbheit der Sprache zu mancher Entformung gerade unter unseren Jugendlichen bei. Ja es geht wohl nicht zu weit, wenn man der dumpfen Unsicherheit des Ausdruckswillens, der sich weder in der Mund-

art noch in der Schriftsprache genugtun kann, ein Stückchen Mitschuld an den hierzulande verbreiteten Neurosen gibt. Verwahrloste Sprache verwahrlost Denken und Gesittung und unterliegt von da her dann weiteren Rückwirkungen. Es ist auffallend, daß ein so hochkultiviertes, unablässig psychologisch und pädagogisch ernstlich beschäftigtes, reformfreudiges Volk wie das deutschschweizerische, das in bewußteren Schichten seine Ausdrucksformen als Elemente seines Innenlebens behandelt, sich mit einer so weithin verdorbenen und Bastardsprache begnügen mag.

Die Fremdwörter

Was die unkultivierte Mengerei von französischen, englischen und anderen Fremdwörter in die Sprache anlangt, so wird sie oft mit den Notwendigkeiten des Reiseverkehrs gerechtfertigt, die dann zu dem unvergleichlichen, geradezu barbarischen Sprachensalat in Ladeninschriften, Reklamen, im Hotelbereich führen. Andere Völker wissen diesen Interessen auch gerecht zu werden, ohne ihrer Sprache etwas abzuhandeln; ja die Neigung der Reisenden, besonders aus den großen gesichtslosen Städten, geht heute weithin gerade *nicht* auf einen kulturellen Allerweltsmischmasch, sondern auf ungemische und echte Eigenart — die vielleicht für die Schweiz doch nicht allein durch Fahnenschwingen und Alphornblasen zum Erweis zu bringen ist. Ebensowenig sticht da der Geschichtspunkt, auf jene Weise mit den Welschen in Berührung bleiben zu wollen. Da sie selber ihre Sprache vorbildlich in Ehren halten, oder wenigstens sich dazu bemühen, ist nicht erstaunlich, zuweilen unter ihnen ein überlegenes Lächeln vor der deutschschweizerischen Fremdwörtersucht wahrzunehmen; ebenso bezeugt ist, daß sie den allzu anspruchsvollen Betrieb der Mundart als einen trennenden Faktor empfinden. Ein Fremdsprachiger, der in der deutschen Schweiz einige Deutschkenntnisse an den Mann bringen will, sieht sich alsbald mit der Mundart traktiert; ebenso ergeht es entsprechenden Fremdarbeitern. Oder man denke an die Weigerung des Berner Großen Rates, den welschjurassischen Mitgliedern durch Gebrauch der deutschen Schriftsprache entgegenzukommen.

Ortsnamen

Es seien noch einige Worte über eine andere in den letzten Jahren durchgeführte Offensive der Mundart angefügt, die wir als unvorteilhaft empfinden. Während bisher die Übung galt, den

schriftlichen Gebrauch der Schriftsprache vorzubehalten, sind auf den neuen Landkarten der Schweiz alle Ortsnamen, die nicht amtlich eingewurzelt sind, in Mundart überführt worden. Das geschah wenig demokratisch auf dem kalten Verwaltungswege; die Betroffenen sind nicht gefragt worden. Selbst im Elsaß wurden die Gemeinden befragt, ob sie neue Ortsumtaufen ins Französische wünschten; die Antwort war Nein, und es unterblieb; in Korsika scheinen solche allerdings über den Kopf der Bevölkerung hinweg erfolgt zu sein. Bei uns kamen einige Einsprüche durch Leserbriefe in den größeren Zeitungen; sie waren wohl Sache von Gebildeteren. Es soll also nicht unterstellt werden, daß die Mehrheit des Volkes, wenn befragt, *gegen* dieses Unternehmen gewesen wäre. Ihr ist die Schriftsprache weithin Hekuba, ja ein *corpus vile*¹. (Wie es da mit den mundartlichen Bezeichnungen auf den Tessiner Landkarten bestellt ist, entzieht sich unserer Kenntnis.) Auf jeden Fall ist die Wirkung dieser Ortsnamenreform die, das Durcheinander noch zu steigern, welches die deutschschweizerische Umgangssprache kennzeichnet. Man findet da neben „Ettenhausen“ „Ettenhuser Wald“, neben „Hausen“ „Huser Berg“, neben „Nieder-“ „Nider-“, neben „Kempten“ „Chämpfner Wald“, neben „Reuß-Kanal“ „Rüß-Spitz“, neben „Klein-“ „Chli-“. Durchwegs wird den Namen, die auf -en endigen, dieses n gelassen, obschon dies keineswegs der Mundart entspricht. Und wäre wenigstens der Vielfalt der Mundarten Rechnung getragen worden? Ähnlich sind zum Beispiel einige Zürcher Vororte dazu übergegangen, ihre Straßen mundartlich zu bezeichnen; so wird die Mundart wie kleine Blümchen in die Wüste des Schriftdeutschen hineingestreut und gewinnt damit etwas Folkloristisches, Souvenirhaftes, was sie auf die Dauer eher abtöten als beleben muß. Eine *völlige* Vermundartlichung solcher Bezeichnungen hätte einen wenigstens grundsätzlichen Sinn — obwohl man wohl sagen darf, daß das Schicksal dankenswert gehandelt hat, als es, jetzt oft beklagt, die Befestigung der schweizerdeutschen Mundart zu selbständiger Schriftsprache nicht gewährte — wodurch die deutsche Schweiz wohl in den literarischen Provinzialismus etwa Hollands abgeglitten wäre. Die rätoromanischen Namen für mehrheitlich rätoromanische Ortschaften hätten nicht erst unter dem Druck italienischer Gebietsforderungen amtlich werden sollen. Damit war aber nicht notwendig gegeben, daß die deutschen Namen wie mit einem Zauberschlag auch aus der deutschen Rede verschwanden, so daß manchmal nicht einmal mehr die Post ihre Stätte zu finden vermag. (Auffallend, daß die Rätoromanen, wenn sie deutsch

¹ *Corpus vile* = etwas Geringgeschätztes, Verachtetes

reden, die deutschen Bezeichnungen für ihre Ortsnamen gebrauchen.) Gegenbild: Bei einem kleinen Ort im deutschsprachigen Berner Seeland fand vor Jahren irgendein die Öffentlichkeit beschäftigender Zwischenfall statt; eine welsche Zeitung grub einen vergessenen welschen Namen für diesen Ort aus, und wenige Tage später trat dieser Name jenseits der Saane ausschließlich in Erscheinung.

Gegen den Phrasenwust

Die Deutschschweizer könnten heute ein schönes Werk auf sich nehmen, indem sie aus ihrem Wesen heraus gegenüber dem zur Zeit aus Deutschland herüberdringenden hohlen Phrasenwust den wirklichkeitsgebundenen Kern der schriftdeutschen Sprache bewußt aufrechterhielten. Dazu allerdings müßte sich die Einsicht erheben, daß es bei dieser Sprache für die deutsche Schweiz trotz allem heißt: tua res agitur¹. Vielleicht könnte das auch mit einer Bewußtseinserklärung verbunden werden, in welchem Maße ein *regional getöntes* Schriftdeutsch, das *in diesem Maße* eigene Schönheit und Würde besitzt, der berechtigten inneren Selbstbehauptung des Deutschschweizers dienen könnte. Der Nutzen solcher wachsender Einsichten auch für Reinheit und Kraft einer von allem Für und Wider befreiten Mundart, der ohne das nicht zu fördern ist, würde sich gewiß und schnell einstellen.

(„Die Tat“)

Erfahrungen mit der Sprachauskunft

Ein Vierteljahr Sprachauskunft haben wir hinter uns. Anderthalb Monate davon müssen als anonymes Dahinvegetieren bezeichnet werden. Kein Mensch, außer den unmittelbar Beteiligten, kannte uns. Ich schrieb Werbebriefe an National- und Ständeräte, an Gerichtspersonen, an kantonale Behörden, an Wirtschaftsverbände, internationale Organisationen und Verlage. Ich studierte die magere Literatur, die mir damals zur Verfügung stand, und wartete auf Kunden.

Dann kam der entscheidende Tag: die Pressekonferenz, und mit ihm wurde alles anders. Der Telefondraht wurde heiß. Leider

¹ tua res agitur = es geht um deine Sache